

Prof. Dr. Gert Ueding:

Rhetorik der Toleranz

Laudatio auf Navid Kermani zur Verleihung des Cicero-Rednerpreises 2012

Bonn, den 26.10.2012

Sehr geehrter Herr Kermani,
und Sie alle, meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Redner und Rednerinnen, die wir an dieser Stelle oder (denken wir an frühere Jahre) so doch nicht weit von hier, mit dem „Cicero“ ausgezeichnet haben, waren jeweils auf ihre Weise Zeugen dafür, wie lebendig rhetorische Leitbilder sein können. Leitbilder, die – vor mehr als 2000 Jahren entworfen – ihre Kraft dennoch nicht verloren haben. Und das, gerade weil sie als Ideale unrealistisch sind, also eine regulative Bedeutung haben und deshalb Orientierung, Reinigung, Vervollkommnung bewirken. In diesem Jahr nun feiern wir einen Redner, der das Ideal des Orators in seiner wichtigsten (heute oft unterschätzten) Beschaffenheit erneuert. Wir brauchen gar nicht lange zu suchen, um Cicero gleich zu Anfang seines berühmten Buches über die Redekunst höchst anspruchsvoll über den vorbildlichen Redner sprechen zu hören. Der nämlich müsse sich, und das sind Ciceros eigene Worte, „Kenntnisse von allen wichtigen Gegenständen und Wissenschaften angeeignet haben. Denn aus der Erkenntnis der Sachen muss die Rede erblühen und hervor strömen.“ Daher sei es unerlässlich, dass der Redner, so fügt er hinzu, „in allen eines freien Mannes würdigen Wissenschaften ausgebildet sei.“ Die artes liberales, die 7 freien Künste, sind damit gemeint, der Wissenskanon, der für Jahrhunderte verbindlich

wurde.

Diese Forderung nach einer gründlichen allumfassenden Ausbildung scheint uns heute oft in einem negativen Sinne „idealistisch“, nämlich abstrakt, sogar veraltet. Allgemeinbildung, als deren Vater in der europäischen Kulturgeschichte Cicero ja auch gilt, Allgemeinbildung, so lautet die geläufige Plattitüde, sei sowieso nicht mehr möglich, der Wissensbestand unüberschaubar geworden, und daher sei der Spezialist, die Expertin der Mann oder die Frau der Stunde. Wobei gerne vergessen wird, dass Cicero und viele, die ihm nachsprachen, ein regulatives Ideal, kein pragmatisches Schulprogramm verfolgten.

Doch ist es denn als Ideal noch tauglich, gehört es nicht auch als solches ins Arsenal verstaubter Aufsatzthemen, mit denen Deutschlehrer vergangener bildungsbürgerlicher Zeiten ihre Schüler triezten? Die „Cicero“-Preisträger, die wir über die vielen Jahre hinweg gekürt und hier in Bonn ausgezeichnet haben, sind auf individuell unterschiedliche Weise anderer Auffassung gewesen. Mit Navid Kermani haben wir heute ein besonders eindrucksvolles Gegenbeispiel vor Augen. Er ist Religionswissenschaftler, hat sich an der Universität Bonn als Orientalist habilitiert, hat sich als Romancier einen Namen gemacht, philosophische und politische Bücher geschrieben, Poetik-Vorlesungen gehalten und kunstgeschichtliche Betrachtungen veröffentlicht, ist als Essayist und Redner hervorgetreten und in den aktuellen politischen Diskussionen über religiöse Toleranz, europäische Identität und die Erhebungen in den arabischen Ländern publizistisch engagiert.

Die Liste ließe sich wohl noch verlängern, sie ist beeindruckend genug. Eine Vielfalt die sich aber nicht ins Beliebiges zerstreut, sondern auf ein gemeinsames Zentrum bezogen bleibt, auf (um es mit seinen Worten zu sagen) das „europäische Projekt“, dessen „Wesensmerkmal“ seine „radikale Offenheit“ auf der einen, seine Verpflichtung auf eine „gerechte und friedliche Welt“ auf der anderen Seite ist. Das könnte erbaulich klingen, wenn damit nicht bloß der Rahmen aufgespannt wäre, in den hinein nun Kermani seine literarischen, religionsphilosophischen, politischen

Navigationen detailliert und anschaulich einträgt.

Auf diesen Wegen verflochten Sie, Herr Kermani, ihre Ideale und Wertbegriffe mit der Wirklichkeit in ihrer historisch konkreten Gestalt, sei es der Aufklärung, sei es der Literatur, sei es der eigenen Lebensgeschichte. Was ihre Reden so auszeichnet und die Jury so überzeugt hat, ist ihre perspektivische Vielfalt, das Beleuchten der Probleme aus ganz verschiedenen Richtungen, ohne dass Sie sich selber aus dem kritischen Blick verlieren. Ja, ich will es ausdrücklich hervorheben: es hat uns beeindruckt, mit welchem Freimut und Respekt Sie in der Rede zur Verleihung des hessischen Kulturpreises ihre Gegner, die Ihnen den Preis hatten nehmen wollen, angesprochen haben, aber wie kritisch Sie auch mit sich selbst umgegangen sind. „Ich freue mich“, sagen sie zum Beispiel an einer Stelle, „über die versöhnlichen Worte des Herrn Ministerpräsidenten... Mehr noch: ich achte... die Souveränität hoch, die sich darin ausdrückt. Weil es kaum je einen Streit gibt, bei dem Schuld und Verantwortung nur auf einer Seite liegen, möchte ich darüber sprechen, inwiefern ich selbst zu dem Konflikt beigetragen haben mag.“

Das ist (ich will es später noch genauer sagen) wahrhaft aus rhetorischem Geist gesprochen und hebt die so simple die fatale Unterteilung der Kontrahenten in Rechthaber und Unrechthaber auf. Solche überlegene Unabhängigkeit im Denken und rhetorischen Handeln ist ohne weit gespanntes Wissen nicht zu erwerben, auch nicht ohne die Neugierde des Geistes, der an die eigenen Grenzen stößt, um sie zu überschreiten. Nur der weite Horizont verhindert Einseitigkeit, Engherzigkeit und Fanatismus, er ist die Bedingung der Toleranz. Von der italienischen Humanisten-Komödie bis zu Lessings Stück „Der junge Gelehrte“ hat die Bühne solche Verstümmelung des Geistes verlacht. Auch „unser Jean Paul“, wenn ich das einmal so sagen darf, lieber Kollege Kermani (denn dieser unzeitgemäße Erzähler ist auch ein Heiliger in meinem literarischen Kalender) unser Jean Paul also hat mit seiner Figur des Dr. Katzenberger eine weit vorausweisende Karikatur des intoleranten, skrupellosen Naturwissenschaftlers geschaffen, den nur eines interessiert: sein Kabinett biologischer Monstrositäten.

Aber halt – interessiert er sich wirklich selbst dafür? Hannah Arendt hat präzise und einleuchtend die Bedeutung von Interesse aus dem „ursprünglichen lateinischen Wortsinne“ abgeleitet: ‚inter-est‘ meint zuallererst (das ist ihre Formulierung:) „was dazwischen liegt und die Bezüge herstellt, die Menschen miteinander verbinden und zugleich voneinander scheiden.“ Wahre Wissensbegierde, nämlich ohne Scheuklappen, begnügt sich nicht mit Theorie und Lehrbuchwissen, sie ist am praktischen Leben interessiert, empfängt von ihm Antrieb und Richtung und gibt ihm dafür Orientierung und Offenheit. Das hat der Politiker und Advokat Cicero nicht anders gesehen – in *De officiis* steht der gewichtige Satz, der hierher gehört: „Keine von allen Gemeinschaften ist gewichtiger, keine teurer als die, die ein jeder von uns mit dem Gemeinwesen hat.“ Das hat unser Preisträger schon sehr früh erfahren und gerne berichtet er davon, auch in den Preis-Reden, die der Jury vorlagen. „Von der Toleranz, die sich im Christentum herausgebildet hat, haben meine Familie und ich nicht gelesen, sondern wir haben Sie konkret erlebt, seit meine Eltern vor über 50 Jahren nach Deutschland eingewandert sind, in dem christlichen Krankenhaus, in dem mein Vater arbeitete, im christlichen Behindertenheim, in dem meine Cousine untergebracht war, in den christlichen Kindergärten, die wir Söhne besuchten, in der christlichen Familie, in die ein Bruder heiratete, bis hin zur christlichen Schule, die meine Tochter besuchte...“

In einer anderen Rede erzählte Kermani, wie er mit einem iranischen Schriftstellerkollegen eine öffentliche Diskussion über den Moscheebau in Köln erlebte und wie der Freund immer wieder fassungslos murmelt: „Was für eine Toleranz!“

Wir wollen über diese Sätze, die stolz machen können, aber nicht vergessen, wie lange das Christentum gebraucht hat, um im eigenen Schoß eine Toleranzidee zu entwickeln, die auch heute noch so manches Mal von christlichen Eifern in Frage gestellt wird. Wir wollen auch nicht vergessen, dass es gerade Humanisten waren, also Cusanus, Erasmus von Rotterdam oder Thomas Morus, die an dieser Stelle antikes Denken erneuerten und Licht in die mittelalterliche Enge der Kirche brachten.

Da (bei diesen Humanisten) haben wir wieder das Motiv des weiten Horizonts und der Grenzüberschreitung, dass den Reden Kermanis die rhetorische Schlagkraft gibt. Freilich muss noch etwas hinzu kommen, sobald die Toleranz aus der religiösen Sphäre heraustritt und zu einem politischen Wert, zur Tugend der gesellschaftlichen Beredsamkeit, des Umgangs mit Menschen wird. Hören wir Kermanis Reden mit der so geschärften Aufmerksamkeit, so erfahren wir, dass auch Toleranz für ihn nicht etwa Gleichgültigkeit oder Duldsamkeit bedeutet – und er befindet sich damit in unverdächtiger Gesellschaft: „Dulden heißt beleidigen“, raunte Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen“, denn es nimmt den anderen nicht ernst, behandelt ihn von oben herab. Mit solcher Quasi Toleranz wollen Sie, Herr Kermani, nicht identifiziert werden. „Es ist immer bequemer“, so bemerken Sie in ihrer „Kulturpreis-Rede“, „sich mit denen zu unterhalten, die der gleichen Meinung sind. Notwendiger ist das Gespräch und es sei es der Streit zwischen denen in unserer Gesellschaft, die unterschiedlicher Meinung sind.“

Damit betreten sie nun wahrhaftig genuin rhetorischen Boden, erneuern ein Denken, das sich nicht – wie wir heute oft fälschlich meinen – mit der Wirkungskraft und dem Glanz der Wörter, dem intentionalen Sprachgebrauch, den Tropen und Figuren etwa erschöpft. Wenn Antisthenes, der Schüler und Freund des Sokrates, auf die Frage eines Vaters, worin denn sein Sohn sich ausbilden solle, antwortete: „Wenn dir an seinen Umgang mit Göttern liegt, Philosophie, wenn am Umgang mit Menschen, Rhetorik“; Wenn also derart das rhetorische Lehrprogramm bei den Griechen und Römern angesprochen wird, so ist damit ein ganz neues Weltverständnis, eine neue Erkenntnisweise gemeint, die wir auch in Kermanis Reden wiederentdecken können.

Wie und wann genau sie entstand, liegt im Dunkel der Geschichte verborgen, doch hängt sie mit dem Entstehen der Rhetorik zusammen. Deren Lehrer waren keine Stubenhocker, sie wanderten von Polis zu Polis, um die Bürger in der neuen *techné rhetoriké* zu unterrichten, und diese Reise-Erfahrung hatte Folgen. Mit Erstaunen nämlich bemerkten sie, dass in jedem Stadtstaat andere Regeln, andere moralische Maximen, andere

religiöse Gebräuche oder politische Funktionen herrschten, ohne dass man die Überlegenheit der einen oder anderen nachweisen konnte. Einer der wichtigsten Rhetorik-Forscher und -Lehrer dieser Frühzeit, Protagoras aus Abdera, kondensierte aus solchen Erfahrungen einen folgenreichen Lehrsatz: zu jedem Thema sind zwei gegensätzliche Reden möglich und beide sind wahrscheinlich.

Das war ein anstößiger Satz in einer philosophischen Umgebung, die von metaphysisch verbürgten Wahrheiten ausging und Alternativen dazu für undenkbar hielt. Ob Parmenides oder Platon, sie erachteten die Welt für bloßen Schein: Wahrheit und volle Gewissheit, glaubten sie, gebe es nur im Reich der Ideen und sei allein den Göttern wirklich bekannt. Und da kamen Männer daher, die es für unsinnig hielten, über jenseitige Ideen zu spekulieren, gar das Wesen der Götter zu erforschen; die stattdessen vorschlugen, das menschlich mögliche Wissen zum Maß in allen Belangen des Wissens zu nehmen. „Über die Götter“, so folgerte Protagoras konsequent, „kann ich weder sagen, dass sie sind, noch auch, dass sie nicht sind.“ Er handelte sich damit selbst im liberalen Athen seiner Zeit einen Prozess und die Verbannung ein.

Wichtiger aber war seine Entdeckung, dass das menschliche Wesen in allem Handeln und Reden (außer in denen der Mathematik) zu nichts anderem als zu mehr oder weniger wahrscheinlichen Meinungen kommen kann, und dass über Unterschiede so gegensätzlich zu sprechen sei, wie sie erscheinen, man sie also als konkurrierende Meinungen behandeln soll, die sich in Rede und Gegenrede zu bewähren haben, über welche alsdann in der Praxis entschieden wird.

Ein zweiter, zu seiner Zeit höchst anstößiger Satz des Protagoras berührt nun unmittelbar das rednerische Selbstverständnis unseres Preisträgers. Die schwächere Seite zur stärkeren zu machen, erklärte Protagoras nämlich zur rhetorischen Tugend. Und stellte nicht tatsächlich eine solche Kunst überhaupt erst die Voraussetzung dafür her, dass Minderheiten nicht untergehen und die Schwachen gegen die Starken nicht von vornherein chancenlos sind? Immer wieder haben Sie, Navid Kermani, Ihren „Auftrag als Schriftsteller... als Wissenschaftler“ und damit gewiss auch als Redner

darin gesehen, sich (so formulieren Sie es) „kollektiven Zugehörigkeiten zu entziehen“. Protagoras Geist – sozusagen – spricht auch aus dem Selbstbekenntnis in ihrem Buch „Wer ist wir? Deutschland und die Muslime“. „Ich sage von mir“, steht dort: „Ich bin Muslim. Der Satz ist wahr, und zugleich blende ich damit 1000 andere Dinge aus, die ich auch bin und die meiner Religionszugehörigkeit widersprechen können – ich schreibe zum Beispiel freizügige Bücher über die körperliche Liebe oder bejahe die Freiheit zur Homosexualität.“

Ja, es stimmt schon, über jedes Thema, jede Idee, jeden Gedanken sind zwei, ergänzen wir ruhig: sind mindestens zwei einander widersprechende Reden möglich, die auf gleicher Ebene miteinander konkurrieren.

„Alternativlos“, wie ein törichtes Modewort lautet, ist, außer beim Rechnen und Messen, in den menschlichen Dingen gar nichts. Die Erkenntnis versteht sich nicht von selber, sie war umwälzend und gab den Humus ab, aus dem die Blüten der Toleranz wuchsen. Ein bequemer Standpunkt ist das nicht, das hat Kermani oftmals erfahren, es gehört Mut dazu, ihn durchzuhalten, und noch mehr Mut zu bekennen, wenn das einmal nicht gelungen ist. „Ausgerechnet ich“, bemerken Sie so erstaunt wie unmissverständlich, „ausgerechnet ich bin in die Identitätsfalle getappt, die ich zuvor in meinen Essays beschrieben hatte.“

Bequem, sagte ich, ist die Haltung nicht, die die antiken Rhetoriker, die auch die ersten Aufklärer waren, in die Welt gesetzt haben. Sie haben es mit Verbannung und oft (denken wir an Ciceros schmählichen Tod) mit ihrem Leben bezahlen müssen. Denn einen Fehler dürfen wir nicht machen: Toleranz für einen Habitus der Passivität, des bloßen „Gewähren-lassens“ zu nehmen. Die schwächere Seite zur stärkeren machen, ist ein risikoreiches Unternehmen und aus dem Sessel heraus nicht zu schaffen. „Ich teile deine Meinung nicht, aber ich werde immer dafür kämpfen, dass du sie sagen kannst“ – das ist Voltaire und die Pointe des Satzes liegt auf der Hand: Toleranz ist eine rhetorische Tugend, die den Kampf braucht und dem Streit nicht aus dem Wege geht. „Was ist so königlich“, rühmte Cicero die Redekunst, „...wie wenn man Bittflehenden Hilfe bringt, Geschlagene aufrichtet, rettet, aus Gefahr befreit, Menschen das Bürgerrecht erhält?“

Wenn wir solche Sätze hören erstaunen wir, wie weit die Wurzeln unseres Europa-Projekts zurückreichen, welche Weite und Unerschrockenheit des Geistes nötig waren, bis die Werte herausprozessiert und politische Gestalt angenommen haben, die unser Europa erst möglich machten. In die rhetorische Linie, die von den großen antiken Rednern bis in die Zukunft eines wirklich geeinten Europa reicht, gehört unser Preisträger an prominenter Stelle und er erinnert uns in hinreißend beredter Weise daran, dass es in unser aller Interesse liegt, dieses Projekt nicht scheitern zu lassen. Das Schlusswort, lieber Herr Kermani, habe ich mir daher von Ihnen ausgeliehen, es stammt aus ihrer grenzüberschreitenden Rede über „Die Grenzen Europas“. „Man kann Europas Grenzen nicht ziehen, wie man die Grenzen eines Landes ziehen kann. Und kann sich zu Europa bekennen, weil es eine Lebensgemeinschaft ist, nicht der Name eine Religion oder eine Ethnie. Ich brauche dieses Europa, denn wo sonst könnte ich hin?“ Lassen Sie mich ergänzen: wo sonst könnten wir alle denn hin?